

«Wer Geld hat, ist nicht besse

Unternehmer Guido Fluri (50) erkämpfte Millionen für Verdingkinder und kaufte sich die Miss-Schweiz-Wahlen. Im Interview verrät er, was ihn antreibt.

VON PASCAL RITTER, SACHA ERCOLANI (TEXT) UND ALEX SPICHALE (FOTO)

Mit einem Satz springt Leonardo vom langen Holztisch herunter. Der grosse, graue Kater huscht über den schachbrettartig gemusterten Boden und verschwindet durch eine Luke im Garten. Guido Fluris Büro am Sitz seiner Stiftung und seiner Holding im zugerischen Cham hat einen Hauch von Hollywood. Neben seinem Schreibtisch aus dunklem Holz stehen zwei E-Gitarren. Auf einer Kommode steht das Modell eines Dreimasters. Fluri hängt seine schwarze Lederjacke über den Stuhl und setzt sich. Plötzlich ist Leonardo zurück und springt auf seinen Schoss.

Herr Fluri, Sie waren ein Heimkind, heute sind Sie Millionär. Hat Sie das Geld verändert?

Guido Fluri: Ich habe mich nicht verändert, nein. Die Menschen und ihre Schicksale habe ich immer vor Augen. Ich weiss, was es bedeutet, in einem Heim zu sein oder an einem Hirntumor zu leiden, weil ich von beidem selber schon betroffen war. Die Basis werde ich nie verlieren.

Wie kamen Sie zum ersten Geld?

Ich war damals 20 Jahre alt und konnte bereits ein unbebautes Grundstück kaufen. Mit dem Velo bin ich in ein Motel in Egerkingen gefahren und habe dort mit einer Bank über meinen ersten Baukredit verhandelt. Ich bekam einen Kredit über 400 000 Franken, baute ein Haus und verkaufte es mit einem schönen Gewinn. In den 90er-Jahren investierte ich mehrheitlich in Immobilien in den Innenstädten, obwohl mir damals alle davon abgeraten haben. Das war aus heutiger Sicht ein sehr gutes Geschäft. Im Moment bin ich noch zu 40 Prozent für meine Unternehmen aktiv, 60 Prozent für meine Stiftungen. Ich habe noch mehrere Beteiligungen und ein Immobilienportfolio in den Kernzonen von Zug, Luzern, Basel, Zürich und Winterthur.

Wenn man aus einfachen Verhältnissen kommt, hat man unter Umständen nicht gelernt, mit Geld umzugehen. Was sind die Gefahren, wenn man schnell reich wird?

Gefährlich wird es, wenn man beginnt, fehlendes Selbstwertgefühl über die Materie zu kompensieren. Man ist nicht besser als andere, nur weil man mehr Geld hat. Vermögen besitzen heisst in erster Linie Verantwortung übernehmen. Jeder soll mit seinen Möglichkeiten zur Gesellschaft beitragen. In diese Richtung erziehe ich auch meine Kinder konsequent.

In der «Schweizer Illustrierten» sah man die Ponys Ihrer Töchter. Wo ziehen Sie die Grenzen?

Ein Pony ist eine Aufgabe. Es ist besser, wenn meine Töchter sich mit einem Pony auseinandersetzen und dafür Verantwortung übernehmen, als wenn sie sich verlieren, in einen Gruppenzwang hineinkommen und zum Beispiel Drogen nehmen. Die Kinder müssen auch den Stall selber putzen. Mir ist zudem wichtig, dass sich die Kinder nicht über Markenkleider definieren. Wenn ich mit ihnen einkaufen

gehe, dann gehen wir in ganz normale Läden.

Und wenn die Kinder lieber Markenkleider wollen?

Dann frage ich sie, warum sie das wollen und ob sie sich darüber eine Persönlichkeit aufbauen. Ich versuche immer, die Kinder in ihren Stärken zu fördern. Die Selbstwahrnehmung ist für mich sehr wichtig im Leben. Das versuche ich ihnen zu vermitteln.

Wurde Ihre Selbstwahrnehmung intensiver durch den Hirntumor, an dem Sie litten?

Schicksalsschläge verändern immer. Ich weiss noch, als ich die Diagnose bekam. Die Wahrscheinlichkeit, an einem solchen Tumor zu erkranken, liegt bei eins zu hunderttausend. Es gab kaum Informationen über die Krankheit. Das hat mich geprägt und mich veranlasst, eine Stiftung zu gründen, die Menschen in ähnlichen Situationen hilft.

Ist Ihre Wohltätigkeit auch ein Ablasshandel dafür, dass Sie zum Beispiel von der Umzonung von Gewerbe- zu Wohnzonen profitierten?

Nein, ich muss mein Gewissen nicht beruhigen. Für mich ist das gesellschaftliche Engagement ein Teil der Aufarbeitung meiner eigenen Lebensgeschichte. Zum Beispiel habe ich das Kinderheim gekauft, in dem ich war, und machte daraus die erste schweizerische Gedenkstätte für Heimkinder mit Museum. Aber ich bin kein Sozialist, sondern ein Unternehmer, der auch gute Geschäfte macht.

Wie denken Sie über andere wohlhabende Menschen, die sich weniger engagieren?

Viele spenden grosszügig, aber man sollte selber an die Front und mit dem eigenen Gesicht hinstehen. So wie ich

«Mit Geld auf die Politik einzuwirken, war ein Mittel, um Gerechtigkeit herzustellen.»

das mit der Wiedergutmachungsinitiative gemacht habe. Ich bin aufgestanden für die Verding- und Heimkinder und habe Verantwortung übernommen.

Mit Erfolg. Nächstes Jahr sollen die ersten Entschädigungen ausbezahlt werden.

Die Rechtskommission des Nationalrats wollte noch im Jahr 2013 keinen Präzedenzfall schaffen und darum kein Geld zahlen. Diese Haltung konnte ich nicht akzeptieren und sie veranlasste mich die Initiative zu lancieren. Nun gibt es eine wissenschaftliche Aufarbeitung und einen Solidaritätsbeitrag für Betroffene. Darauf haben diese Menschen seit Jahrzehnten gehofft.

Manche Verdingkinder sind nicht zufrieden. In der «Schweiz am Sonntag» sprachen sie von einem



Guido Fluri streichelt seinen Kater Leonardo in seinem extravaganten Büro im zugerischen Cham.

er als andere»



Kuhhandel. Wie denken Sie darüber?

Viele der Betroffenen wollen gar kein Geld und misstrauen dem Staat. Der Solidaritätsbeitrag kann das Leid, das die Menschen erlebt haben, nicht rückgängig machen. Kein Geldbetrag kann das. Aber die 25 000 Franken pro betroffene Person zeigen: Wir als Gesellschaft anerkennen das Leid. Auch wenn wir 100 000 oder eine Million bezahlen würden, gäbe es Stimmen, die fragen würden: Wer gibt mir mein Leben zurück?

Sie haben einmal gesagt, Sie würden Ihre Initiative nicht noch einmal lancieren.

Dank unserer Initiative ist eine Lösung möglich geworden, deshalb bereue ich es nicht. Aber Sie können sich gar nicht vorstellen, was das für ein Aufwand war. Das war eine immense Belastung. Nach der Parlamentsdebatte im Jahr 2013 erwachte ich schweissgebadet und wusste: Es braucht eine Initiative. Dann musste ich Mehrheiten erarbeiten, eine Lobby aufziehen, möglichst rasch Unterschriften sammeln und mobilisieren. Es zeigte sich auch, was politisch möglich ist, wenn man Geld in die Hand nimmt.

Finden Sie es in Ordnung, dass man mit Geld auf den politischen Prozess einwirken kann?

Nein, das finde ich nicht okay, aber es war ein Mittel, um Gerechtigkeit für diese Menschen herzustellen. Das war

«Es ist nicht mehr zeitgemäss, wenn die Finalistinnen nur im Bikini rumspazieren.»

für mich in diesem Moment entscheidend. Und nun wird die Geschichte umfassend wissenschaftlich aufgearbeitet, dabei wird zum Beispiel auch die Rolle der Kirche oder der Pharmaindustrie betrachtet. In verschiedenen Institutionen fanden Medikamentenversuche an Kindern statt. Auch meine Mutter machte Erfahrungen in diese Richtung.

Müsste die Pharmaindustrie auch Entschädigungen zahlen?

Zuerst muss die Wissenschaft nun Fakten liefern, bevor man Forderungen stellt. Aber es wird schwierig, sobald Sie Forderungen stellen, die starke Verbände betreffen. Wir haben das schon bei den Bauern gesehen. Ein Problem ist zudem die Verjährung. Aber jeder trägt seine eigene Verantwortung. Wenn ein Verwaltungsrat zum Schluss kommt, dass seine Firma mitverantwortlich ist, dann sollte er reagieren.

Haben Sie keine Lust bekommen auf Politik, zum Beispiel als Nationalrat?

Ich bin ein paar Mal darauf angesprochen worden. Wenn ich mich politisch engagieren würde, dann höchstens parteilos. In erster Linie möchte ich aber direkt helfen. Ich unterstütze zum Beispiel Menschen aus Drittweltländern, die keine Krankenversicherung haben, und ermögliche ihnen eine Hirntumoroperation in der Schweiz.

Sie haben auch eine Anlaufstelle aufgebaut, die bei Konflikten mit Schutzbehörden hilft.

Ich möchte mich auch weiterhin für den Kindes- und Erwachsenenschutz engagieren. Mir war immer wichtig,



Guido Fluri, Initiator der Wiedergutmachungsinitiative, übergibt Bundesrätin Simonetta Sommaruga einen Blumenstraus bei einer Feier zur Schlussabstimmung der Wiedergutmachungsinitiative am 30. September 2016 in Bern.

Keystone/Peter Klauzner

Heimkind und Missen-Macher

Das ehemalige Kinderheim in Mümliswil SO steht für die Karriere von Guido Fluri. Weil er als Kind dort eine schwere Zeit verbringen musste, kaufte er das leerstehende Gebäude und liess es zur nationalen Gedenkstätte für Heim- und Verdingkinder umbauen. 2013 wurde sie eröffnet. Geboren wurde Fluri 1966 in Olten. Seine Mutter erkrankte an Schizophrenie, weshalb er seine Kindheit in besagtem Heim, bei einer Pflegefamilie und bei seinen Grosseltern verbrachte. Durch Immobiliengeschäfte wurde er reich. Im Alter von 40 Jahren wurde bei ihm ein Hirntumor entdeckt, und er musste operiert werden. Fluris Stiftung engagiert sich für Forschung und Heilung von Hirntumoren. National bekannt wurde Fluri als Vater der Wiedergutmachungsinitiative, mit der er sich für Entschädigungen für Verding- und Heimkinder einsetzte. Die Initiative wurde schliesslich zugunsten eines Gegenvorschlags des Parlaments zurückgezogen. Seit diesem Jahr können Betroffene Entschädigungen beantragen, wenn auch geringere, als ursprünglich gefordert. 2012 kaufte sich Fluri die Markenrechte der Miss-Schweiz-Organisation und verlieh dem Anlass eine karitative Seite. Fluri hat einen Sohn und zwei Töchter. Er lebt von seiner Frau getrennt und hat sich neu verliebt.

die Schutzbehörden zu stärken. Die Berichterstattung über einzelne Fälle war zu einseitig. Man müsste zurückhaltender sein, solange man nicht beide Seiten kennt. Bei den meisten Fällen reagieren die Behörden richtig. Das alte System mit den Laienbehörden war nicht besser. Wenn Sie einer Mutter ihr Kind wegnehmen, ist das ein massiver Eingriff. Ob der Entzug berechtigt ist oder nicht: Man muss der Mutter beistehen. Im Interesse der schutzbedürftigen Kinder und Erwachsenen haben nun meine Stiftung, die Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz KOKES und mehrere gewichtige Partnerorganisationen eine nicht staatliche Anlaufstelle für Betroffene geschaffen.

Nebst sozialen Engagements gibt es auch viel Glamour in Ihrem Leben. (Unterbricht und lacht laut) Glamour?

Vor fünf Jahren kauften Sie die Rechte an der Miss-Schweiz-Wahl. War das eine Fehlinvestition?

Überhaupt nicht. Damals war kein Geld für eine weitere Wahl da, sie war am Ende. Doch ich sah Potenzial und wollte die enorme Medienpräsenz, die eine Miss Schweiz auch heute noch hat, sinnvoll für die Gesellschaft nutzen. Meine Vision: Weniger lächeln, mehr Inhalt. Im Gegensatz zu früher muss eine amtierende Schönheitskönigin eine glaubwürdige Botschafterin sein. Wohltätigkeit steht im Vordergrund. Ich wusste, dass es ein schwieriger Spagat wird.

Ihnen wird vorgeworfen, von Wahl zu Wahl den Wohltätigkeits-Faktor multiplizieren zu wollen.

Es ist doch nicht mehr zeitgemäss, wenn die Finalistinnen bei der Show nur im Bikini herumschweben und in die Kamera lächeln. Ich wollte eine Veränderung. Die jungen Frauen sollen sich beispielsweise zur Politik äussern können. Wir haben etwas Neues probiert, und das kam gut heraus. Immerhin konnten wir in den letzten Jahren schon mehrere hunderttausend Franken für die Stiftung Corelina des Herzchirurgen Thierry Carrel sammeln. Das war vor meiner Zeit undenkbar.

Dann wird es 2017 definitiv wieder eine Miss-Schweiz-Wahl geben?

Es ist noch nicht sicher. Aber ich hoffe und unterstütze es. Das Ganze kann jedoch nicht weiterhin grösstenteils von mir alleine getragen werden, denn bisher habe ich schon über 5,5 Millionen Franken eigenes Geld investiert. Die

Produktionskosten für diesen Event sind enorm und man findet in der heutigen Zeit kaum mehr Sponsoren. Dabei bräuchten wir eine breite Trägerschaft.

Dominik Kaiser, Chef von 3+, würde die Wahl finanzieren und eine Show im Bachelorette-Stil machen.

Das stimmt, aber er wollte im Gegenzug die gesamten Sponsoreinnahmen. Das kommt für mich nicht infrage, und zudem will ich kein seichtes Unterhaltungsformat - dann verzichte ich lieber. Was wir brauchen, ist Reichweite, sprich TV-Quoten. Diese sind auf einem privaten Kanal ein x-faches tiefer als im Schweizer Fernsehen.

Laufen mit SRF Gespräche?

Nein, aber wir versuchen alles, dass die Wahl wieder durchgeführt werden kann.

Sie und Ihre Frau haben sich im Frühjahr letzten Jahres getrennt. Nun sind Sie frisch verliebt. Wie kommt Ihre neue Freundin bei Ihren Kindern an?

Tânia kommt aus einer grossen Familie, sie liebt Kinder über alles. Von Anfang an habe ich meine drei Kinder immer einbezogen und sie sogar gefragt, ob sie mit der neuen Beziehung einverstanden seien. Sie sagten mir, sie wollten einfach nur, dass ihr Papi glücklich ist.

Wollen Sie denn noch mehr Kinder?

Wir sind ja erst frisch zusammen, weshalb sich diese Frage noch nicht stellt. Und zudem war und ist es für mich mit meinem christlichen Hintergrund nicht einfach: Eine Scheidung und dann eine Patchwork-Familie gilt eigentlich als Sünde und es war für mich lange ein moralischer Konflikt. Heute bin ich diesbezüglich mit mir im Reinen.

Woher kommen die Gewissensbisse?

Ich bin sehr katholisch aufgewachsen. Das wirkt immer noch nach.

Wie schauen Sie aufs Jahr 2017?

Aus dem Blickwinkel eines Unternehmers sehe ich den Machtwechsel in Amerika positiv. Trump wird eine unternehmerfreundliche Politik machen. Als Mensch macht mir die gesellschaftliche Entwicklung dagegen Sorgen. Technologie und Schnelllebigkeit zerstören die Empathie. Wir haben gar keine Zeit mehr, uns mit den Mitmenschen zu befassen. Es geht alles immer schneller und wir müssen immer präsent sein, etwa in den sozialen Medien, sodass wir nicht mehr sehen, was links und rechts von uns passiert.